

# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 30.

1844.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Drei ahnungsvolle Bräute.

Von Ludwig Storch.

Der Mensch ist auf jedem Schritte seiner wechselvollen Laufbahn „unterm Monde“ von undurchdringlichen Geheimnissen umgeben, deren Lösung auf Erden niemals zu erwarten steht, sollte das immer weiter ausgedehnte Studium der Mechanik und Physik auch zu noch weit bewundernswürdigern Resultaten führen, als dies bereits geschehen ist. Und wenn wir auch mit Dampf durch die Lüfte fahren werden, wie jetzt über den Boden, und wenn wir uns den innersten Bauch der Erde zugänglich gemacht, wenn wir alle wunderbaren Eigenschaften der Naturkräfte entdeckt haben werden: die Geheimnisse des Werdens und Seins, die Beziehungen, in denen wir zu Zuständen stehen, aus welchen wir herausgetreten sind, um Mensch zu werden, und in die wir zurücktreten werden, um nicht mehr Mensch zu sein, werden den „im Fleische Wandelnden“ ewig Räthsel bleiben. Ja nicht einmal das Band der Geister unter einander selbst, die hier auf Erden in die Körperhülle gebannt sind, wird je von ihnen richtig erfaßt und begriffen werden; denn die Enden dieses Bandes verlaufen eben in andere Welten, die dem irdisch beschränkten Geiste, der doch gerade von ihm umschlungen und gehalten wird, wie dem irdischen Auge verschlossen sind. Mag auch die wunderbare Kraft des magnetischen Hellsehens zuweilen dies straffe Band etwas auslockern und auf seine dunkeln Knoten und

Verschlingungen einzelne, ja sogar grelle Streiflichter werfen: volle Klarheit wird sie uns nie geben können, und unser Auge wird von ihren Gaben nur geblendet und blöder. Die Enthüllungen des Magnetismus gleichen dem prometheischen Feuer, das wir funkenweise vom Urquell herabholen; aber wenn es die Erde berührt, leuchtet es noch ein Mal auf und verlöscht. Prometheus barg es in einem Rohre und trug es so wohlverwahrt auf die Erde herab, um seine Menschen damit zu beleben. Wer das Rohr wieder auffinden könnte!

Der Zweifel des scharfen kritischen Verstandes an solchen höhern als irdischen Zuständen und an Beziehungen, in welchen wir zu ihnen stehen, würde sich noch breiter machen, als er dies in der That schon thut, wenn ihr Vorhandensein sich uns nicht zuweilen unabweisbar aufdrängte, und jene Beziehungen sich nicht Manchem in einer Art Körperlichkeit, wenigstens an körperlichen Gegenständen, geradezu kund gäben. Es mögen in dieser Hinsicht sehr viele Selbsttäuschungen kindlich gläubiger, furchtsamer und abergläubischer, Gemüther vorkommen, und das Bospötteln des Her einragens einer übersinnlichen Welt in die sinnliche mag oft genug seinen guten Grund haben, aber eben so wenig läßt sich hinwegläugnen, daß Verstand und Gemüth der vorurtheilsfreiesten, aufgeklärtesten Menschen zuweilen geradehin gezwungen sind, die Wahrheit eines Ereignisses anzuerkennen, das offenbar mit den Ursachen und Wirkungen der Natur und des Lebens, so

weit uns das Gebiet derselben durch uns bekannte Grenzen abgesteckt ist, in keiner Beziehung, in keinem Zusammenhange steht, ja welches, nach Analogien zu schließen, gar nicht innerhalb dieser Grenzen liegen kann. Die Frauenseele ist ihrer Natur nach weit empfänglicher für solche Eindrücke, als die Seele des Mannes, und sie scheint auch weit mehr als diese bestimmt zu sein, sie zu empfangen, in sich aufzunehmen und zur Erscheinung zu bringen. Man denke nur wieder an den Somnambulismus, der sich nur in Frauen ausbildet und zum Hellsehen steigert. Ich will hier drei Fälle erzählen, von denen der erstere die höhere Empfänglichkeit, die beiden folgenden die bevorzugte Bestimmung des Weibes, solche übersinnliche Eindrücke zu empfangen, zu beweisen scheinen. Dafür war aber auch das weibliche Individuum, welches in der ersten Erzählung auftritt, ungewöhnlich fein organisirt und von einer Bildung des Geistes und des Herzens, wie man sie selbst unter den höhern Ständen wenig antrifft. Die beiden andern waren dagegen nur gute unschuldige Kinder, ohne ein höheres Lebensverständnis und deshalb wohl auch ohne eine besondere Empfänglichkeit für jene seelischen unerklärlichen Beziehungen. Aber um so merkwürdiger sind ihre Erlebnisse. Alle drei Fälle beweisen übrigens noch etwas Anderes, eben so Wichtiges. Die Liebe der Geschlechter in ihrer reinsten und höchsten Entwicklung ist zweifelsohne derjenige Zustand im Leben, der in dessen naturgemäßem Verlaufe jenen außerirdischen Zuständen am nächsten liegt oder am verwandtesten ist, also mag auch die weit höhere Reizbarkeit und Spannung des weiblichen Herzens in der Blüthezeit der Liebe den Einwirkungen der dunkeln Mächte am günstigsten sein. Die drei Fälle, in deren jedem die verhüllte Hand einer übersinnlichen Macht sich thätig zeigte, betrafen drei Bräute und zwar heiß liebende, ja schwärmerisch liebende Bräute — jede nach ihrer seelischen Befähigung — die mit allen Banden des seligsten Gefühls an dem geliebten Gegenstand hingen, um deswillen ihnen eine so schauerliche Offenbarung wurde. In der That, es galt den Verlust ihres Höchsten und deshalb wurden sie wahrscheinlich auch gewürdigt, so Außerordentliches zu erfahren.

Doch genug der Betrachtungen! Ich eile zur Erzählung und finde nur noch nöthig zu bevorworten, daß alle drei wunderbare Fälle wirkliche Erlebnisse und durchaus keine poetischen Erfindungen sind. Die Damen, denen das Erzählte begegnet ist, leben noch alle

drei und sind mir persönlich bekannt. Die erstere gehört durch ihre eheliche Verbindung einem der ältesten und vornehmsten thüringischen Adelsgeschlechter an. Sie ist eine der liebens- und verehrungswürdigsten Frauen, durch deren Umgang ein begabter Mann moralisch gehoben und veredelt wird, und die selbst dem Ungebildeten unwillkürlich Ehrfurcht vor hoher weiblicher Würde einflößt. In ihrem gastreichen Hause, einem alten Schlosse voll ehrwürdiger Erinnerungen an ein längst schlafengegangenes edles Fürstengeschlecht, wird sich jeder gebildete Mann wohl und glücklich fühlen; denn wo könnte ein solcher glücklicher sein, als in Gesellschaft einer Frau, die ungezwungen und frei, wie alles Schöne, das edelste Maaß der Sitte und Zucht, das Schickliche als unsichtbaren Scepter in der Hand hält und damit ihre Umgebung sanft beherrscht, während sie dieselbe durch den Zauber einer zugleich geistreichen und gemüthlichen Unterhaltung an ihren Thron, den Sitz der Huld und Anmuth, fesselt! Die Stunden, die ich am Familientische dieser Dame zubrachte, von ihren Mittheilungen durchduftet und gewürzt, gehören zu den genussreichsten meines Lebens. Aus ihrem Munde vernahm ich mit stillen Schauern das nachfolgende Erlebnis, und sie ertheilte mir, auf meine Bitte, die Erlaubniß, es mit Verschweigung ihres Namens zu veröffentlichen. Ich will die von mir hochverehrte Dame selbstredend einführen und die Erzählung überschreiben:

#### Der Morgen Traum.

Mein Vater war ein hoher Militair; es thut nichts zur Sache, mich über seine Charaktereigenthümlichkeiten hier des Breitem auszulassen. Genug er war von meiner Mutter geschieden und hatte mich in der Scheidung als älteste der beiden Töchter erhalten. Er hatte sich nicht wieder verheirathet, und ich stand seinem Hauswesen vor, das seinem Stande angemessen war. Es war natürlich, daß ich in diesen Verhältnissen viele Offiziere bei uns sah und darunter junge schöne Leute von der besten Geburt und der trefflichsten Bildung. Es war eben so natürlich, daß diese Herren sich um meine Gunst bewarben, denn ich war die Tochter ihres Chefs, ich hatte einst ein nicht unbedeutendes Erbgut zu erwarten, und — vielleicht gab es noch einige andere, weniger erwiesene Gründe ihrer Bewerbung. Nichtsdestoweniger hatte ich bereits das siebenzehnte Jahr erreicht, ohne für irgend einen derselben etwas mehr als gewöhnliches Wohlwollen gefühlt zu haben. Aber meine Stunde schlug plötzlich und von mir ganz-

lich ungeahnet. Von einem andern Regimente wurde ein Oberlieutenant als Rittmeister zu dem meines Vaters versetzt. Er stammte aus der angesehenen alten Familie von B., und war noch jung. Er hatte sich in den Freiheitskriegen, als Jüngling kaum zur Fahne gekommen, sehr ausgezeichnet, und war, die Brust mit Ordenszeichen bedeckt, aus Frankreich zurückgekehrt. Ich hatte im Kreise der Militairs oft von ihm sprechen hören; er wurde von Allen mit Auszeichnung erwähnt und neben seinen kriegerischen Tugenden seine gesellige Liebenswürdigkeit gerühmt. Ohne es zu wissen, war ich für den Rittmeister eingenommen, ehe ich ihn noch gesehen hatte. Er kam; er war ein sehr schöner Mann. Mit dem edelsten Anstand verband er eine so zarte herzwinnende Bescheidenheit, die zuweilen sogar an eine, unschuldigen Mädchenherzen so gefährliche, Schüchternheit grenzte. Wir weichen, für alle schönen Eindrücke so empfänglichen Frauengemüther sind gewiß am leichtesten gewonnen, wenn ein junger verdienstvoller Mann, durch Schönheit, Muth und Tapferkeit vor vielen Andern ausgezeichnet, in schüchterner Befangenheit vor uns steht; unsere kleine Eitelkeit, das schöne Eigenthum jeder weiblichen Brust, legt diese Befangenheit so gern zu unsern Gunsten aus und hält sie für eine Wirkung, deren Ursache wir selbst sind.

Der Rittmeister von B. hatte bei seinem ersten Auftreten in unserm Hause einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, der sich durch die gebildete Unterhaltung, durch manchen schüchternen Blick seines großen seelenvollen braunen Auges und endlich durch einzelne leis andeutende Worte, daß ich ihm nicht gleichgiltig sei, von Tag zu Tag vermehrte. Ich liebte ihn bald mit aller glühenden Schwärmerei eines jungen starkfühlenden Mädchenherzens und hegte die Ueberzeugung, daß ich eben so von ihm geliebt werde, obgleich er es mir noch nicht mit deutlich erklärenden Worten gesagt hatte. Aber was bedarf denn die Seele der Worte! Es waren selige Tage, deren Erinnerungen noch wie verklärende Abendröthen auf mein Leben fallen.

Es kam endlich zu einer süßen Erklärung zwischen uns.

Mein Vater besaß eine reizende Gartenanlage an einem Berge vor der Stadt. Dorthin hatte er an einem freundlichen Sunitage die Offiziere seines Regiments zu einem kleinen Feste gebeten. Als der duftige Abend sich nieder senkte, gruppirt sich die übrigen Herren an den auf der breiten Terrasse vor dem Gartenhause aufgestellten Spieltischen, die mit bunten Am-

peln beleuchtet waren. Der Rittmeister von B., der das Spiel nicht liebte, fand sich unbemerkt zu mir; wir wandelten selbender erst schweigend und überwältigt von den mächtigsten Gefühlen, dann allmählig be-redt, durch die breiten Sandwege der Parkanlagen.

„Louise,“ sagte er endlich mit bebender Stimme, (es war das erste Mal, daß er mich bei meinem Taufnamen nannte) „das Wort muß endlich den Schleier von meinem Geheimniß entfernen, das Ihnen keins mehr sein kann. Ich liebe Sie. Wollen Sie die Meinige werden? Hat mich die Ahnung meines Herzens nicht getäuscht, so darf ich hoffen.“

Ich glühete wie eine Purpurrose und war keines Wortes mächtig. Er faßte meine Hand. Wir zitterten beide. Da zog er mich sanft zu sich. Unsere Lippen vereinigten sich einen Augenblick; es war der glücklichste meines Lebens. Die Knospe meines jungfräulichen Herzens brach zur Blüte auf.

„Sprechen Sie mit meinem Vater,“ waren die einzigen Worte, die ich endlich sagen konnte.

„Morgen, geliebtes Mädchen! Morgen schon. Um acht Uhr früh bin ich in Ihrem Hause, stehe ich vor Ihrem Vater, die Entscheidung meines Glücks von seinem Munde erwartend.“

Raschen Schritts kehrten wir nun wieder zur Gesellschaft zurück. Ost begegnete mein Blick an diesem Abend noch B.'s sinnendem Auge, das mit dem Ausdruck süßester Zärtlichkeit auf mir ruhte.

Meine Seele war in unbeschreiblicher Bewegung und ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Tausend Bilder, Gedanken und Gefühle stürmten auf mich ein, und alles wogte zuletzt in einem bunten Chaos durch einander. Nur des Einen war und blieb ich mir klar bewußt, daß mein ganzes Sein und Wesen mit den reinsten und heiligsten Banden der Liebe an den Rittmeister gefesselt war.

Gegen Morgen ging endlich mein halbwacher Zustand unvermerkt in Schlaf und auch zugleich in Traum über. Ich sah mich träumend ganz so in meinem Bette liegen, wie ich mich wachend darin gesehen hatte. Plötzlich hörte ich des Rittmeisters Stimme äußerst ängstlich meinen Namen rufen. Ich fuhr empor und sah nun mit Erstaunen, daß mein Bett in einer öden Wüste stand und von einer beängstigenden schwülen Dämmerung umgeben war, die mir nicht weit zu blicken erlaubte. Jetzt ertönt zum zweiten Male mit gesteigerter Angst das Wort: „Louise!“ und geht mir durch Mark und Bein. Der Ton steigt von unten

herauf; ich beuge mich aus dem Bette und schaue hinab. Da gewahre ich mit Grausen, daß mein Bett über einem tiefen finstern Abgrunde steht, so daß je zwei Füße desselben auf den düstern Felsenuffern des Abgrundes oder Stromes aufgestellt sind und eben nur knapp an den äußersten Rändern dieser Ufer haften, so daß der Strom, nicht breiter als mein Bett, quer darunter hinbraust. Denn ich höre nun deutlich in der furchtbaren Tiefe des Abgrundes das Geräusch tobender Wasser. Und als ich nun so hinabstarre, ringt sich aus der Tiefe der entsetzlichen Nacht des Abgrundes ein bleiches Menschenhaupt empor und strebt, wie mir es vorkommt, mit ungeheurer Anstrengung, nach meinem Bette herauf. Mit Entsetzen erkenne ich die geliebten Züge des Rittmeisters, aber sie sind von gräßlicher Angst und Todesverzweiflung so verzerrt und entstellt, daß mir vor ihnen im innersten Herzen grauset. Sein brechendes Auge fleht um Rettung zu mir herauf; ich will nach ihm hinablangen, um ihn zu mir heraufzuziehen, aber ich kann ihn nicht erreichen, und schon sinkt das Haupt mit erlöschenden Augen und dem letzten schrillen entsetzlichen Angstschrei: „Louise!“ tiefer und tiefer und wird von der gräßlichen Finsterniß des Abgrundes verschlungen.

Von den martervollsten Gefühlen geweckt, fahre ich empor. Das Herz klopft mir wie ein Hammer in der Brust, ich bin wie in Schweiß gebadet und fühle mich todesmatt. Der Kopf war mir wüß und schwer, die Brust peinlich beklemmt. Die Sonne stand schon ziemlich hoch am Himmel; ich schellte meinem Kammermädchen und machte Toilette.

Meine Gedanken waren mit dem entsetzlichen Traume und dem Rittmeister beschäftigt, aber von der seligen Gefühlstrunkenheit des vorigen Abends konnte ich nicht einmal einen Schatten in die Seele zurückrufen. Im Gegentheil fühle ich mich so ernüchert und von einer traurigen Leere heimgesucht, die mir neu war. Ich kam mir wie bezaubert vor, und jede Kraft fehlte mir, den unheimlichen Bann abzuschütteln. Als ich meinen Kaffee genommen hatte, war ich sehr geneigt, mich zu überreden, mein Zustand sei nichts als das Bangen vor der entscheidenden Stunde, und der fatale Traum nur eine Folge der heftigen Aufregung des vorigen Abends gewesen. Diese Gedanken traten ganz in den Vordergrund meiner Seele. Ich sah nach der Uhr; es war schon halb acht. Eine fliegende Röthe brütete mir über dem Haupt, eine ängstliche Spannung legte sich mir über die Brust und verhinderte mich, tief

Athem zu holen. Sie stieg mit jeder Minute, mit ihr das Klopfen meines Herzens, das Fliegen meiner Pulse. Ich wollte mir Möglichkeiten vorstellen, daß mein Vater seine Einwilligung zu unserer Verbindung versagte, mich vielleicht für einen andern Mann bestimmt oder sonst eine Einwendung habe; aber ich war durchaus nicht fähig, einen zusammenhängenden Gedanken zu fassen. Nur wie Schatten durchflogen sie meinen Kopf, immer einer den andern verdrängend. Es flirrte mir vor den Augen, ich befürchtete mehrmals ohnmächtig zu werden und doch glühte ich über und über. Meine Blicke flogen fort und fort zur Stuhluhr auf der Kommode, und als sich die Zeiger der verhängnißvollen Zahl naheten, konnte ich nirgends rasten. Ich lief durch meine Zimmer, ich schlug ein Buch auf, ohne es anzusehen, ich blickte auf die Straße, ohne etwas zu bemerken. Da viertelte die Thurmuhre mir gegenüber, und auch meine Stuhluhr begann zu schlagen. In diesem Augenblicke wurde die Saalthüre heftig aufgerissen. „Das ist er!“ läspelten meine Lippen; der Spiegel zeigte mir, daß ich plötzlich blaß geworden. Hastige Schritte näherten sich aber meinem Zimmer. Auch diese Thür flog ungewöhnlich schnell auf und hereintrat der Leibhusar meines Vaters mit entstelltem unheilverkündendem Gesichte.

„Gnädiges Fräulein,“ stammelte er hastig, „wissen Sie das entsetzliche Unglück schon?“

„Welch' ein Unglück?“

„Der Herr Rittmeister von B. — —“

„Barmherziger Gott! Was ist's mit ihm?“

„Er hat den Hals, vom Pferde gestürzt, gebrochen und ist vor einer Stunde verschieden.“

Bewußtlos sank ich auf's Sopha; als die Ohnmacht wich, hatte schon ein hitziges Fieber meine Gedanken verwirrt. Ich war dem Tode sehr nahe. Doch ich wurde dem Leben erhalten, um lange, lange den Verlust des geliebten Mannes zu beweinen.

Vom Husaren des unglücklichen Rittmeisters erfuhr ich nachher, daß der letztere in jener verhängnißvollen Nacht eben so wenig durch Ruhe und Schlaf erquickt worden war, wie ich. Von Unruhe gefoltert, hatte er sich mit dem ersten Tageslichte angekleidet und sein Pferd bestiegen, um bis gegen acht Uhr einen Spazierritt zu machen. Um halb acht sollte der Husar die Staatsuniform des Herrn in Bereitschaft halten. Das Pferd des Rittmeisters war ein feuriger Rappe, arabischer Abkunft und erst wenige Wochen sein Eigenthum. Um sechs Uhr war das Thier ohne

Reiter zurückgekommen. Der Husar war ahnungsvoll mit einigen Kameraden aufgebrochen, seinen Herrn zu suchen. Sie fanden ihn nach einer Stunde am steilen Abhange eines tiefen Grabens, von Landleuten umgeben, die ihn gefunden hatten. Die Husaren waren kaum bei ihm angelangt, als er mit dem leicht hingehauchten Worte „Louise“ verschied.

Wie er verunglückt, hat nicht ermittelt werden können. Das wilde Pferd, des frühen Ausritts ungewohnt, hatte wahrscheinlich sein schnelles Ende veranlaßt.

#### Das Citronenbäumchen.

Wir stehen vor einem kleinen reinlichen Hause in einem freundlichen Dorfe an der Ilm, eh' dieser berühmte thüringische Fluß noch die Stadt erreicht, der er die Unsterblichkeit seines Namens verdankt. Ein breiter Weinstock rankt sich an dem die Wand übergitternden Spalier empor und bedeckt sie mit seinen großen grünen Blättern bis unter das Dach. An der andern Pforte der Hausthüre steht ein üppig blühender Pfirsichbaum. Wie einladend das Alles aussieht! man weiß es im Voraus: hier wohnen liebe, gute Menschen. Treten wir hinein! Der stille Geist des Friedens, der Ordnung, der Häuslichkeit weht uns entgegen. Auf der Hausflur, im Stübchen, in der Küche alles so nett, so herzlich, so heimisch! Man möchte gleich da wohnen. Ueber alle Gegenstände, auf die unser befriedigter Blick fällt, ist ein gewisser beschränkter Schimmer bürgerlicher Eleganz ausgegossen, der dem Auge und dem Herzen gleich wohl thut. Die sinnig gruppierten Bilder an der tapezirten Wand, die blütenweißen Vorhänge und Rouleaux, das saubere Federkanapee, die blankgeschuerten kupfernen Näpfe mit reinem klarem Sand gefüllt unter dem Ofen, die hellen Tische und Fensterbretter, die Fülle von Blumentöpfen mit den prächtigen Gewächsen vor und in den Fenstern, das funkelnde Messingschloß an der Thüre: Alles harmonirt zusammen und bekundet jenen Geist sanft waltender Weiblichkeit, der uns überall so wohl thut und von dem wir uns eingeladen und mit den zartesten Fäden gastlicher Häbigkeit umspinnen fühlen.

Und hier walteten ebenfalls zwei engverbundene treffliche Frauengemüther, Mutter und Tochter. Das Häuschen gehörte der Pfarrerswittwe R—g, die es mit ihrer jüngsten Tochter Röschen bewohnte.

Nach des Pfarrers frühem Tode hatte sich die Wittwe dieses kleine Anwesen gekauft und einrichten

lassen und lebte darin mit ihren drei Kindern, einem Sohne und zwei Töchtern. Ihre Hauptbeschäftigung war Viehzucht; die drei Kühe, die aus dem Pfarrhause in das Wittwenhaus gewandert waren, hatten sich schon nach einigen Jahren zu sechs vermehrt und waren die schönsten und stattlichsten nicht nur im ganzen Dorfe, sondern auch in der ganzen Umgegend. Aber ihre Wiesen lieferten auch das beste Futter. Die Butter und Käse der Pfarrerswittwe waren in Weimar sehr gesucht und wurden theurer als nach dem Marktpreise bezahlt; sie hätte zwanzig Kühe haben und doch nicht alle Nachfragen befriedigen können.

Die Töchter wuchsen in Arbeit und Gottesfurcht heran, und die älteste wurde die Frau eines benachbarten Pächters, eines braven und thätigen Mannes; der Sohn hatte in Weimar die Kupferstecherkunst erlernt und sich vorzüglich im geographischen Fache ausgebildet und ging nach einigen Jahren als ein tüchtiger Kartenstecher an das große geographische Institut nach Warschau, wo er viel Geld verdiente und dadurch im Stande war, seiner Mutter nicht unbedeutende Geschenke zu übersenden. Und so war denn eine Art Wohlstand in dem trauten Häuschen der Wittwe eingekehrt.

Der schönste Schmuck desselben war aber ohnstreiftig Röschen, der Liebling der Mutter und des ganzen Dorfes, eine wahre Rose unter dem ländlichen Mädchenblumenflor, ein gutes herziges Kind, dessen Anblick Jung und Alt vom Männergeschlecht erheiterte. Mancher junge gewichtige Bursche aus der Umgegend mochte Wünsche hegen, die sich auf Röschen bezogen; man wußte, daß ein Förster bei ihrer Mutter hatte anfragen lassen, ob Röschen wohl geneigt sei, sein grünes Loos mit ihm zu theilen; auch Schwarzröcke zeigten sich im Hause kraft der collegialischen Verwandtschaft, aber Röschen hatte schon ihr Theil.

Ein Freund ihres Bruders, Porcellanmaler in der zwei Stunden entfernten großen Porcellanfabrik, Namens Walter, war mit diesem öfter ins Haus gekommen und als ein sehr sitzamer, fleißiger, unterhaltender Jüngling von Mutter und Tochter gern gesehen worden. Unvermerkt hatte sich zwischen ihm und Röschen ein zartes unschuldiges Verhältniß gebildet, das Band der Seelen war gewoben und die jungen Leute schienen es selbst noch nicht zu wissen. Was weiß auch ein sechzehnjähriges Kind von seinem Herzen! Ein solches eben erwachtes, aber noch halbschlaf-

trunkenes Herz geht, unbekümmert um das Köpfschen seiner Besitzerin, seine eignen Wege. Erst wenn sich Kopf und Herz verständigt haben, gehen sie zusammen.  
(Beschluss folgt.)

### Miscellen.

(Die Deutschen in Paris.) Manche Gewerbe werden in Paris fast ausschließlich von Deutschen betrieben und namentlich sind die deutschen Schuhmacher und Schneider so zahlreich, daß man es den Franzosen nicht übel nehmen könnte, wenn sie meinten, die Deutschen wären ein Volk von Schuhmachern und Schneidern. Man zählt ungefähr zwei Tausend deutsche Schuhmacher und vier Tausend deutsche Schneider in Paris und merkwürdiger Weise sind alle Pariser Schneider, die sich einen Namen gemacht haben, Deutsche gewesen; die Pariser Moden gehen sonach eigentlich von Deutschen in Paris aus. Die französischen Schneider erkennen aber auch die Ueberlegenheit ihrer deutschen Collegen so vollständig an, daß sie sich gar nicht selten deutsche Namen beilegen, um sicherer Kundenschaft zu erhalten.

In der Kunst und namentlich in der Musik ist Deutschland in Paris ebenfalls glänzend vertreten; Meyerbeer beherrscht das Theater, Franz List gilt für einen Deutschen u. c.; unter den berühmtesten Malern zeichnen sich die Brüder Schaeffer, Winterhalter u. c. aus; die deutsche Literatur vertritt Heinrich Heine, kurz überall haben sich die Deutschen in Paris die glänzendste Anerkennung verschafft. Mehrere vornehme deutsche Familien stehen mit an der Spitze der Mode und Eleganz, vor allem der Graf Appony, dessen Gemahlin die *matinées dansantes* in die Mode brachte; der Baron von D., ein Millionair, der jede Woche die eleganteste Pariser Welt in seinem Palaste sieht, der Baron Rothschild u. c. Ueberhaupt ist keine glänzende Pariser Gesellschaft ohne Deutsche vollständig und deshalb keine Ration in den Salons so gesucht, wie die Deutschen. Die Russen, meint man, kann man bei einem Ball recht wohl entbehren, die Engländer sind keineswegs unumgänglich nothwendig, obwohl sie viel zum Glanze beitragen, wenn sie in ihrer vollen Uniform in Roth und Gold erscheinen; die Abwesenheit der Spanier, Italiener, Americaner, Portugiesen u. c. bemerkt man nicht, aber ein Ball ohne Deutsche hat nicht die Hälfte seiner Reize, denn nur die Deutschen können — walzen. Die Franzosen sind zu leichtsinnig, zu flatterhaft, zu ungestüm, als daß sie in einer Kunst sich auszeichnen sollten, die nicht bloß Leichtigkeit, sondern auch Kraft, Ruhe, Berechnung, Gewandtheit und Ausdauer erfordert. Ein guter Walzertänzer muß ein Knie von Stahl, einen Fuß von Summi, einen Arm von Eisen, ein Herz von Erz und einen Adlerblick besitzen; er muß Herr über seine Bewegungen wie über seine Gefühle sein, und ein Verein so vieler kostbarer Eigenschaften findet sich nur bei den bevorzugten Wesen, die auf dem Boden

Deutschlands gedeihen. Deshalb bestreben sich alle vornehmen Häuser in Paris Deutsche an sich zu ziehen und es regnet Einladungen in alle Häuser, wo es Deutsche giebt. Auch unsere deutschen Mädchen und Frauen haben die Franzosen endlich besser kennen gelernt; man darf, sagen sie, ihrem ruhigen und scheinbar gleichgültigen Aussehen nicht trauen; sie verstehen sogar mit den Pariserinnen zu wetteifern; kein Hilfsmittel der Koketterie ist ihnen unbekannt und ihr Erfindungsgeist weiß sogar die unerwartetsten Künste in Anwendung zu bringen. Im vorigen Winter bei einem der großen Bälle, welche der Polizeipräsident in dem Stadthause zu Paris gab, tanzte z. B. eine junge schöne deutsche Frau, Frau von W. Mit einem Male lösete sich ihr Haarpuß auf und gewährte so einen reizenden Anblick, denn ihr herrliches blondes Haar fiel wallend bis auf den Fußboden hinab. Man verglich dies kostbare Haar mit einem goldenen Wasserfall. Die Frau von W. stellte sich verlegen und bemühet sich, ihr schönes Haar wieder zu ordnen, aber die böse Welt behauptete, der Unfall sei genau berechnet gewesen.

Ein anderer Beweis noch, daß die Deutschen unter allen Fremden in Paris die angesehensten sind, liegt darin, daß die Sängerinnen und Tänzerinnen dort jetzt die deutschen Herren vor allen andern vorziehen. Der englische Lord hat viel von seinem Rufe verloren, der spanische Herzog bezahlt in schlechten spanischen Papieren, nur die Deutschen haben immer gutes Geld und sie sind ziemlich freigebig damit.

(Advokat und Richter.) Als der bekannte Dupin einst vor dem obersten Gerichtshofe in Paris eine lange Rede hielt, fing der Präsident des Gerichts eine Unterhaltung mit seinem Nachbar an. Dupin bemerkte dies, hielt in seiner Rede inne und sah den Präsidenten an. Diesem fiel dieses beredete Schweigen auf und er sah empor. Dupin lächelte und sprach weiter. Kaum aber hatte er wieder angefangen, als auch der Präsident seine Unterhaltung mit dem Nachbar fortsetzte. Dupin schwieg sofort wieder und der Präsident, den dies verdross, rief lebhaft aus: „Sprechen Sie immer weiter, Herr Dupin; wir reden nicht von Ihnen.“

(Zwei neue Exemplare englischer Sonderlinge.) An dem großen Freischießen in Basel können bekanntlich auch Fremde Theil nehmen, nur dürfen sie auf den ersten Preis keinen Anspruch machen. Ein Engländer hatte sich das Schweizer Bürgerrecht erworben, um sich um diesen Preis mit bewerben zu können, und er befand sich bereits sechs Wochen vor dem Beginne des Schießens in Basel, wo er sich täglich von früh bis Abends im Schießen übte. Zwei seiner Diener waren fortwährend beschäftigt, ihm die Gewehre zu laden und nichts in der Welt vermochte ihn von dieser Beschäftigung abzugeben. Trotzdem hat er, wie man jetzt erfährt, den ersten Preis nicht errungen.

Ein anderer Engländer reiset in Frankreich und der Schweiz umher und verlangt in jedem Wirthshause, in welchem er ein-

fehrt, vierundzwanzig Stück Forellen. Die Wirthe, bei denen er eine so bedeutende Bestellung macht, wundern sich darüber und fragen, ob er allein sei. „Ganz allein,“ antwortet der Engländer. Die Forellen werden ihm aufgetragen; der Engländer nimmt eine nach der andern, zerlegt geschickt den Kopf, ißt von diesem ein wenig und läßt den übrigen Theil des Fisches liegen. Der Mann hat offenbar mehr Geld als Appetit.

(Die Emancipation der Männer.) Selten, erzählt ein neuerer Reisender, findet ein Fremder Zutritt in dem Hause eines Brasilianers und es wird ihm demnach schwer, das Privatleben kennen zu lernen; Alles beschränkt sich auf ceremoniösen Empfang, selbst in Rio de Janeiro, wo es Gesellschaften giebt, an denen Frauen Theil nehmen können. Auf dem Lande kann man wochenlang in einem Hause wohnen, ohne die Frau oder Töchter seines Wirthes zu sehen. Die Brasilianerinnen haben weniger Freiheit als die Frauen im Orient. Sie sind meist auf den Umgang mit Sclavinnen beschränkt und führen ein rein materielles Leben. Zwar behauptet man, daß seit einiger Zeit eine Aenderung eingetreten sei, und daß selbst viele Brasilianerinnen lesen können; aber wenn es auch wirklich wahr ist, so lesen sie doch sicherlich nichts weiter als Gebete. Sie heirathen jung, verlieren sehr bald die wenigen Reize, die sie besaßen, und ihre Männer nehmen sich dann Mulatinnen oder Negerinnen an. Die Ehe ist nichts als eine Speculation. Häufig sieht man eine ganz junge Frau im Kreise von acht bis zehn Kindern; aber nur eines oder zwei sind die ihrigen, die anderen gehören ihrem Manne, denn es giebt eine große Menge unehelicher Kinder, die mit den ehelichen ganz gleich erzogen werden. Die Sittenlosigkeit der Brasilianer wird durch das Sclavenhalten begünstigt und sehr viele heirathen gar nicht, weil die Ehe für sie eine Beschränkung und eine Last ist. Man kennt ganze große Strecken des Landes, die sehr bevölkert sind, aber höchstens drei Ehepaare haben. — Die Schamlosesten behalten selbst ihre eigenen Kinder, welche sie von Sclavinnen haben, als Sclaven und diese Unglücklichen werden nach dem Tode ihres Vaters gleich den übrigen verkauft.

Ein schauerliches Gemälde entwirft derselbe Reisende von dem Zustande der Gerechtigkeitspflege in Brasilien. Die Richter lassen sich ungeschert bestechen und so wird nur der bestraft, der arm ist. In Para, erzählt er, war ein Mörder verhaftet worden, und er sollte, da die Familie des Ermordeten Alles aufbot, verurtheilt werden, als er sich entschloß, durch Bestechung der Richter seine Freilassung zu bewirken. Er kam deshalb mit dem Präsidenten des Gerichts überein, daß er ihm, wenn er freigesprochen würde, 150 Thlr. zahlen wolle. Das genügte, der Mörder wurde freigesprochen, aber nun vergaß er zu bezahlen, und der Präsident des Gerichts, der nach einigen Monaten erfuhr, jener Mann habe einem Kaufmanne Waaren übergeben, erschien bei diesem, verlangte sein Geld und erzählte ungeschert, aus welchem Grunde es ihm zukomme. — Ein Kaufmann Abron, der bedeutende Geschäfte in Belmonte

machte, hatte ein junges Mädchen zur Geliebten und beging die Unvorsichtigkeit, im Beisein des Bruders dieses Mädchens von den beträchtlichen Geldsummen zu sprechen, die er besaße. Der Bruder entschloß sich sogleich, den Kaufmann zu ermorden, und er that es. Die Justiz mischte sich in die Sache, und Mörder und Richter theilten sich in Waaren und Geld des Erschlagenen. Unterdeß erschien ein Neffe des Ermordeten, in der Hoffnung, die Hinterlassenschaft seines Oheims zu erhalten, in Belmonte. Er that einige Schritte und bestand bei dem Richter darauf, daß ihm die noch nicht verkauften Waaren ausgeliefert würden. Der Richter aber antwortete: „Sie wissen, wie es Ihrem Oheim ergangen ist; verhalten Sie sich ganz ruhig, wenn Sie sein Schicksal nicht theilen wollen.“ Der arme Neffe mußte allen seinen Rechten und Ansprüchen entsagen, denn der Drohung würde die Ausführung auf dem Fuße gefolgt sein.

(Eine babylonische Prinzessin.) In London sind soeben in zwei Bänden „Denkwürdigkeiten der babylonischen Prinzessin Maria Theresie Asmar“ erschienen, die nach den seltsamsten Schicksalen nach England verschlagen wurde, wo sie von den Unterstützungen der hohen Aristocratie lebt. Diese Prinzessin, welche große Characterähnlichkeit mit „Bettina“ zu haben scheint, war das achtzehnte Kind ihrer Väter und wurde 1804 in einem Zelte unter den Ruinen von Niniveh geboren, wohin sich ihre Mutter begeben, nachdem sie einen Bruder in Folge eines Schlangenbisses verloren hatte. Die Familie stammte ursprünglich aus Indien, war aber vor mehreren Generationen zum Christenthume übergegangen und der Vater der Prinzessin verwendete einen großen Theil seines Reichthums an Herden, Purpur und feiner Leinwand zur Erhaltung und Ausbreitung des christlichen Glaubens. Von ihrer Großmutter hatte Maria Theresie viele Juwelen geerbt, die ihr aber später gestohlen wurden. In ihrem ersten Jahre begleitete sie ihren Vater nach Persien, welcher dort eine Smaragdgrube besaß und in derselben wieder arbeiten lassen wollte, aber er erhielt die Erlaubniß des Schah nicht dazu. Auch gelang es dem alten Fürsten nicht, seine Tochter zu verheirathen, da diese eine Abneigung gegen die Ehe hatte und ein weiblicher Apostel zu werden sich bemühte. Sie herabete sogar ihren Verlobten, einen jungen Fürsten, Trappist zu werden und er lebt jetzt noch in einem Kloster am Fuße des Libanons. Nach dem Tode eines toleranten Paschas wurden die Christen da, wo der Vater der Prinzessin lebte, grausam verfolgt und gemißhandelt. Die Prinzessin lebte in mehreren Klöstern und begann endlich unter den Ruinen von Niniveh die Gründung einer „Anstalt für gelehrte Frauen“. Sie fand zwei Freunde, die ihr beistanden, und die Schule erhielt bald zahlreiche Schülerinnen. Auch fuhr die Prinzessin fort, häufig unter freiem Himmel zu predigen, um für ihren Glauben zu werben. Ihre „Denkwürdigkeiten“ haben große Aehnlichkeit mit den Schilderungen und Abenteuern in den Märchen der Tausend und einen Nacht. Um eine Probe davon zu geben, theilen wir die Beschreibung ihres Besuchs bei

der Frau eines Paschas mit: „Ich war prachtvoll gekleidet. Mein Gewand von golddurchwirktem weißem Stoffe war, nach der Sitte im Morgenlande, vorn offen, hatte weite Ärmel, welche bis auf die Kniee hinabgingen, und wurde durch einen reich mit Gold gestickten Gürtel zusammengehalten. Meine Beinkleider waren von carmoisinrother Seide. An den Knöcheln funkelten Spangen von vergoldetem Silber und an den Füßen hatte ich leichte mit Gold gestickte Schuhe. Ein Turban von weißem Muslin mit Gold und ein persischer Shawl um die Taille vervollständigte meinen Anzug. — Als ich an die Thür des Hauses kam, öffnete mir ein alter Eunuche und wir gelangten in einen Hof, der mit geschliffenem Marmor belegt war, so daß er ausah wie ein großer Spiegel. Es gehörte eine nicht geringe Geschicklichkeit dazu, über diesen spiegelglatten Hof zu gehen. Negerinnen haben ihn täglich zu putzen; in der Mitte steht ein prachtvoller marmorner Springbrunnen; an den Seiten befinden sich offene, reich verzierte Gemächer. Durch eines dieser Gemächer wurde ich in einen Saal geführt, der an Glanz und Pracht Alles übertraf. Den Fußboden bedeckte ein kostbarer persischer Teppich und die Kissen waren von rothem und grünem Sammet mit Gold gestickt. Hier empfingen mich zuerst drei schöne junge Mädchen aus Georgien, deren weiße Haut glänzte wie der volle Mond und die unvergleichlichen großen Augen, die schwarz waren, wie die Nacht, und das rassen schwarze Haar hervorhob etc.“

### Generalcorrespondenz.

Zwei Artikel, welche sich in der so viel besprochenen und bewunderten Gewerbeausstellung in Paris befanden, werden die Aufmerksamkeit besonders unserer Leserinnen erregen, ein Damenkleid nämlich und ein Taschentuch. So weit man es auch in der Kunst gebracht hat, die Natur nachzuahmen, so ist es doch noch immer unmöglich z. B. die schönen Schmetterlingsflügel so darzustellen, wie sie die Natur schafft. Das wußte ein geduldiger Pariser Künstler recht wohl, deshalb nahm er wirkliche Schmetterlingsflügel, befestigte sie bewundernswürdig zierlich auf einen durchsichtigen Stoff und schuf so ein Kleid, das mit nichts in der Welt zu vergleichen ist. Alle die, welche es in der Ausstellung sahen, staunten es an. — Der zweite Gegenstand ist ein Taschentuch von fast übermenschlicher Arbeit, die aber auch die junge Stickerin, welche es fertigte, beinahe um das Licht der Augen gebracht hätte. Das ganze Taschentuch stellt eine Landschaft vor, Bäume, Hügel, Dörfchen und einen Fluß, der sogar die Gegenstände an seinen Ufern abspiegelt. Die Stickerin sollte 1000 Francs für die Arbeit bekommen; sie vollendete das Kunstwerk, ihre Sehkraft wurde aber nur durch besondere Pflege gerettet. Ein Käufer hat sich bisher zu dem Taschentuche nicht gefunden. Es kostet freilich — sechstausend Francs! —

In Leyden hat sich ein philosophischer Strauß gefunden; wie Strauß gegen die Bibel verfuhr, verfährt dieser, Veertkamp, mit den alten classischen Dichtern denn er beweist, daß die Werke, welche bisher Virgil und Horaz zugeschrieben und allgemein bewundert wurden, von diesen alten Heiden keineswegs herrühren, sondern erst viel später so geschrieben wurden, wie wir sie jetzt kennen. —

Die Zeitungen haben erzählt, daß das Frohnleichnamfest in Barcellona mit dem höchsten Glanze gefeiert worden sei. So glänzend es aber auch gewesen sein mag, so wie das Fest vor dem Unabhängigkeitskriege in Spanien begangen wurde ist es nicht mehr. In Sevilla namentlich dauerte die Prozession sonst einen ganzen Tag und selbst die Mode hing davon ab. In der Prozession befanden sich nämlich drei Riesenpaare, welche die drei höhern Stände vorstellten. Wie diese Riesen bei der Prozession gekleidet waren, namentlich wie sie das Haar trugen, so mußten sich das ganze nächste Jahr hindurch alle Herren und Damen der Stadt, von dem größten Herrn bis zu dem Studenten, von den stolzesten Damen bis zu den einfachsten Bürgerfrauen, kleiden. Die ersten Herren des Stadtrathes von Sevilla hatten früher ihren Platz in der Prozession hinter diesen Riesen. Diese waren aber von Pagen begleitet, welche in Harlekintracht erschienen, Stäbe mit Blasen in den Händen hielten, damit das andrängende Volk zurücktrieben und schadenfroh bisweilen auch auf die ehrwürdigen Väter der Stadt losschlugen. Um dieser Gefahr zu entgehen, bat der Stadtrath um einen andern Platz und nach mehrjährigen Unterhandlungen, nach vielen Bittschreiben etc. erließ denn auch der König Karl III. ein besonderes Rescript, welches dem Stadtrathe einen andern Platz in der Prozession gestattete! —

Es ist in den letzten Wochen viel von dem Öffnen der Briefe in England und auch an anderen Orten die Rede gewesen. In England soll man bei dieser Eröffnung folgenderweise zu Werke gehen. Sind die Briefe mit Oblaten zugemacht, so ist das Eröffnen sehr leicht; man erweicht die Oblate durch Dampf. Sind die Briefe zugesiegelt, so legt man sie auf eine Art Ambos und auf das Siegel ein viereckiges Stück Blei. Auf dieses Bleistück läßt man sodann einen schweren Hammer fallen und das Siegel drückt sich in das weiche Blei ein. Mit diesem Abdrucke des Siegels in Blei wird der Brief später wieder verschlossen. Dies Verfahren soll unfehlbar sein. —

In Weimar wurde eine neue Oper von Lobe nach dem bekannten Stücke: „Karl XII. auf Rügen“ bereits mehrmals und mit steigendem Beifalle aufgeführt. —

Der bekannte vortreffliche Sänger Staudigl aus Wien soll an der großen Oper in Paris engagiert sein. —

Es ist nun wirklich ernstlich im Werke, die irdischen Uebersreste Carl W. v. Webers aus London abzuholen und nach Dresden zu bringen.